

# Eisgang

*Eine Erzählung von Ernst Baur*

Wenn der Winter alle Seen und Teiche mit glitzernen Eisschilden überwölbt, wacht in einem kleinen Nest am badischen Bodensee unter den alten Leuten eine merkwürdige Geschichte auf, die sie jedem, der zuhören mag, mit breiter Wichtigkeit erzählen. Wann sie sich zugetragen, scheint ungewiß; ein graubärtiger Fischer behauptet, einen der Mitspieler noch gekannt zu haben; die zweiten und dritten, die man fragt, verlegen den Vorfall einige Menschenalter zurück. Aber da hier wie dort der Tatbestand fast ohne Abweichen wiedergegeben wird, ist an dem Geschehen kaum zu zweifeln.

In einem Winter also, berichten sie, war im Jänner um Pauli Bekehrung herum der See dermaßen zu, daß man sicher wie auf Gottes Erde darübergehen konnte. Und von Lichtmeß an fuhren sogar schwere Wagen zweispännig auf der mit Tännlein abgesteckten Spur fünf Wochen lang zum Schweizer Ufer. Da erwuchs denn der Brauch, sich des Sonntags von hüben und drüben halbwegs zu allerhand Kurzweil zu treffen: man schlug Bretterbuden auf mit Tischen und Bänken; die Jugend lief Schlittschuh; die Alten schoben Kegel und tranken ihren Schoppen, der kühl und frisch genug war und besonders mundete, weil jeder des anderen Landes Wein zollfrei verkosten konnte. Nun standen dazumal im Dorf zwei Gesellen in Arbeit, ein Hufschmied und ein Wagner. Die hatten den Herbst zuvor hier kameradschaftlich von gemeinsamer Wanderschaft haltgemacht. Der Hufschmied, wie es deuchte, für immer; er war ein Kerl wie ein Baum, der seinen Vorteil allenthalben wahrnahm, und versprach sich bald nach Allerheiligen mit seines Meisters längst ehreifer Tochter, gedachte also ansässig zu werden; und sein ganzes Sinnen war darauf gerichtet, den Jüngeren, über den er eine sonderliche Herrschaft ausübte, zum nämlichen Schritt zu bewegen. Der Wagner aber, klein und fast zu zierlich für sein Handwerk, tat scheu in Weibergesellschaft und mußte sich darob von seines Freundes Schatz manche Stichelei gefallen lassen, indem sie behauptete, er habe sicher draußen irgendwo schon eine heimliche Braut sitzen.

Am ersten Sonntag, da das Eis hielt, gingen die drei zusammen mit vielen andern vom Dorf auf den See. Die Gesellen beide treffliche Schlittschuhläufer; das Mädchen indes war eine grobschlächtige, plumpe

Dirne, die zag mit schrillum Kreischen zwischen ihnen rutschte, fortwährend zu Fall kam und die übrigen Gäste aufs beste unterhielt.

Besonders eine Schwyzerin schwirrte bald wie ein Kreisel herausfordernd um das Kleeblatt; dem kecken biegsamen Ding blitzte der Hohn nur so aus den Augen, daß sich gleich zwei stattliche Burschen mit dieser unbeholfenen Trulle abgaben. Mochte den Wagner nun die Braut des Kameraden dauern oder hatte er gerade eine mutige Viertelstunde, genug, er faßte sich ein Herz, fuhr auf die schlimme Spötterin zu und schlug ihr vor, mit ihm einen Gang zu versuchen. Die Fremde war einverstanden. Windschnell fegten sie nebeneinander über die weite Fläche, bogen rechts und links, und eines tat es dem andern gleich an Behendigkeit und Kunst, bis sie zuletzt atemlos, aber schon ganz vertraut auf die Bude zufuhren, sich zu stärken. Da hockten bereits wortkarg und verzinkt der Hufschmied und sein Gespons. Doch konnten ihre queren Blicke den beiden die Laune wenig verderben; sie tranken nur schneller aus und jagten wieder davon. Immer fester schlossen sich die Hände ineinander; allein der Blöde fand nicht das richtige Wort, wie nahe es ihm auch gelegt wurde. Er begleitete nur das Mädchen bei fallender Dämmerung eine große Strecke gegen das Schweizer Ufer und nahm beglückt das Versprechen mit heim, sich über acht Tage wieder zu treffen.

Am nächsten Sonntag jedoch kam der Hufschmied auch allein: seine Braut habe keine Lust mehr. Der Wagner durchschaute ihn, so arglos er sonst gewesen, und ein bitterer Geschmack brannte auf seiner Zunge; ihm war bekannt, wieviel Glück der Kamerad mit seiner forschen Art beim Weibervolk hatte. Aber war er sonst stets bescheiden zurückgewichen, diesmal hielt er aus und brauchte ebenfalls sein Maul, wenn der andere ihn mit hämischen Bemerkungen vor dem Mädchen lächerlich machen wollte, und tat sein Bestes, jenen im Fahren noch zu überbieten. Die lockere Schwyzerin kostete den Spaß weidlich aus, warf ihre schwarzen Blicke wie ein kleiner Satan von einem Verehrer zum andern, und wenn der Hufschmied ihre Rechte haschte, streckte sie die Linke flugs dem Wagner zu. Und Sonntag für Sonntag wiederholte sich ihr Spiel; die drei schienen unzertrennlich, doch zwischen den beiden Burschen tat sich ein abgrundtiefer Haß auf.



Für Faschingssamstagabend planten sie in der Schweiz ein Narrentreiben. Auf der badischen Seite rüstete man die großen Holzschlitten, um mit Pferden in stattlichem Zug hinzufahren; denn es ging auf Vollmond. Der Wagner war glücklich; diesmal würde der Schmied seine Braut nicht daheim lassen können. Zudem trug er eine Karte bei sich, die hatte das Mädchen geschickt, zwei schnäbelnde Tauben darauf und einen Gruß. —

Da brach plötzlich am Donnerstag vorher die Kälte in wässerigem Flockenschnee, am Morgen danach tropften die Dachrinnen, und ein Dunst quoll übers Land, als hätte stundenlang des Teufels Küche offengestanden.

Das Herz des Verliebten krampfte sich zusammen; vor lauter Grübeln verschnitt er in der Werkstatt eine Deichselstange wie der dümmste Lehrbub und mußte vom Meister harte Worte hören. Trübselig schlenderte er im letzten Licht zum Ufer und schritt probierend ein wenig auf das Eis. Unter der faustdicken Schicht von glitschigem Schneeschlamm schien die Decke noch recht tragbar. Indem er mit sich zu Rate ging, tauchte aus der Dämmerung ein Mann auf, den rechteckigen Hausiererkasten auf dem Rücken: er käme von drüben, mache aber nicht um einen Fünfziger den Weg noch einmal, weil sich schon allenthalben Spalten zeigten. Aber der Bursche dachte: „Ist's dir geglückt, so werde ich es auch wohl schaffen!“ und kehrte hoffnungsvoller mit dem Bandhändler wieder um.

Wie von ungefähr begegnete ihm vorm Haus seines Meisters der Hufschmied. Breitspurig schob er daher, die Hände in den Hosensäcken und meinte: „Hast den Narrenkittel schon aufgebügelt?“

„Jawohl!“ erwiderte der Wagner.

„Du bist verrückt. Morgen um diese Zeit riskiert es keiner mehr.“

„Außer mir!“ versetzte der Gesell und drehte ihm den Rücken. Sein Entschluß wurde noch fester, als das Wetter Samstag früh aufklarte und es sogar leicht gefroren hatte. Nur standen die Berge drüben verdächtig scharf mit jedem Zäcklein gegen den Himmel und zum Greifen nah. Föhn lag in der Luft; verblasenes weißes Gewölk zog eilig über'n Himmel; aber unten war es noch ganz still.

Kaum läutete man den Wochenfeierabend ein, so rannte der Wagner davon, den scheckigen Schellenkittel mitsamt der spitzen Guggel gebündelt unterm Arm; erst eine Weile feldein, daß ihn keiner sähe. Hinter dem zweiten Baumstück schlägt er einen Haken und kommt an den See. Ein Nebelschleier hängt

darüber, nicht gar dicht. Der Eingang ist deutlich erkennbar, und alle fünfzig Schritt zeigen ja die Bäumlein weiter. Es wird schon gelingen. Getrost läßt der Bursche eine Richtungsmarke nach der andern zurück.

Auf einmal sieht er Stapfen, ganz frische. Die müssen von heut sein, sie kommen vom Dorf her. Ein böser Verdacht würgt ihn und verdoppelt seine Eile. Jetzt ein Schatten, ganz nahe schon. Sein Herz klopft zum Zerspringen. Er läuft darauf zu: der ungetreue Kamerad.

„Wohin, du?“ schreit der Wagner außer sich.

„Ich frag dich ja auch nicht!“ knurrt der andere und tappt langbeinig seinen Weg; der Wagner neben ihm, Ellbogen an Ellbogen, den Kopf tief zwischen den Schultern.

Ein dunkler Strich zieht sich durchs Eis und noch einer. Der dritte mißt bereits zwei Handbreit in die Quere. Nach einer Weile sperrt eine Rinne ihr nasses Maul auf, so breit, wie ein Arm lang ist. Der große Hufschmied macht nur einen Schritt und ist drüben und marschiert fort, ohne umzublicken. Der Wagner muß einen Anlauf nehmen; wo er aufkommt, bröckelt es knirschend vom Rand ab.

„Franz“, schreit er in jähem Schrecken, „Franz, weißt, was es gilt?“

Der Hufschmied stellt sich taub. Erst als der Geselle heran ist, meint er: „Kehr doch um!“

„Lieber versaufen!“ ist die Antwort.

Wieder gehen sie verbissen nebeneinander. Auf einmal faßt der Wagner flehend den Ärmel des andern:

„Du, gönn sie mir! Hast doch einen Schatz!“

„Nein!“

„Und wenn sie mich mag? Sie hat mir geschrieben, ich soll kommen!“

„Mir auch! Und erst muß sie mein sein!“

„Schuft! Lump, elender!“ brüllt der Bursche und krallt nach der Kehle des Widersachers. In kurzem Ringen schüttelt der ihn ab, daß der Kleine langhin zu Boden schlägt.

Da rollt es dumpf unter ihren Füßen und kracht und bewegt sich. Schwarz, glucksend öffnet sich gerade vor dem Gestürzten ein Spalt, wie von unsichtbaren Händen auseinandergeschoben. Er vermag sich noch auf die Knie herumzuwerfen und entsetzt zurückzukriechen. „Franz, Herrgott, Franz!“ heult er und hebt die Arme gegen den Kameraden. Aber der Hufschmied steht drüben auf der anderen Seite im fließenden Grau, reglos, nurmehr ein Schatten.

Alles an Eifersucht und Haß und Rachegedanken versinkt in dem gähnenden Loch; bloß schlotternde



Angst ums nackte Leben bleibt übrig. „Hilf! Hilf!“ stöhnt der Wagner und vernimmt im gleichen Augenblick ein Patschen und wildes notvolles Schreien, das gurgelnd erstickt. Als er taumelig auf die Füße kommt, kann er die jenseitige Eisfläche nicht mehr erkennen, den Freund nicht mehr sehen. Wie von Sinnen irrt er am Rand der Spalte hin; nirgends ein Ausweg; Wasser, Wasser, wo er es auch versucht. Einmal stößt sein Schuh an etwas Raschelndes, Weiches: sein eingepacktes Narrenkleid, das ihm vorhin beim Sturz entfiel. Also ist er im Kreis gelaufen, ist abgeschnitten. Die Scholle treibt; der See ist offen. Er bricht in tierhaftes Geheul aus, wieder und wieder, bis die heisere Kehle versagt. Nur friedliches fernes Läuten antwortet aus der lichtlosen Dunkelheit oder ab und zu ein fauchender Wind, der in den rieselnden Nebel herabstößt und das gebrechliche Floß leise zum Schaukeln bringt. „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für mich! Heiliger Josef, Schutz-

patron!“ stöhnt der Verzweifelte. Immer von neuem stemmt sich sein Lebenswille gegen das Sterbenmüssen. Stunden um Stunden schlurft er mit zitternden Knien hierhin, dorthin, bohrt umsonst die Augen in die schwarze Nacht und hört es ringsum plätschern und saugen und nagen.

Endlich überwältigt ihn das Grauen; er kauert sich erschöpft auf sein Bündel und erwartet stumpf das Ende.

So sahen ihn am Sonntagmorgen Kirchgänger an der Schweizer Seite vorbeitreiben, kaum hundert Meter vom festen Eisrand des Ufers. Es gelang zwei beherzten Fischern, ihren Kahn ins Wasser zu bringen und den Verunglückten zu bergen. Einen vollen Monat noch siechte der Wagner dahin, wieder und wieder von allen Schrecken dieser Nacht gefoltert, hundertmal in abgerissenen Sätzen sich seiner inneren Qual zu entledigen suchend, bis ihn der Tod erlöste. Der Hufschmied aber blieb für immer verschwunden.

## Auf Schlitten über den Bodensee

*Nur die ältesten Leute haben noch eine „Seegefrörne“ erlebt*

„Einst sang ich von dem Reiter,  
der über Eis und Schnee  
hinflieg in vollem Trabe  
wohl durch den Bodensee,  
und drüben angekommen,  
erst von der Kunde krank,  
auf gutem, festem Boden,  
vom Pferde sterbend sank.“

Nicht viele, die Gustav Schwabs volkstümlich gewordenes Gedicht „Der Reiter und der Bodensee“ kennen, wissen, daß dieser Dichter, als im Jahre 1830 der See ganz zugefroren war, auch ein Gedicht „Der Spuk auf dem Bodensee“ verfaßte, dessen Anfangsstrophe wir oben wiedergegeben haben. Eine Schlittenfahrt seines Freundes, des Freiherrn von Laßberg, über den gefrorenen See gab den Anlaß dazu. „Es trabt, es rollt, es wiehert, ein Schlitten kommt heran, vier schwarze Rosse rennen mit ihm auf glatter Bahn.“ So hatte von Laßberg zum Spaß dem Freunde die Sache geschildert. In Wirklichkeit hatten sich Laßberg und seine Begleiter auf dem Rückweg von Immenstaad nach Utwil – von Laßberg wohnte damals noch im Schloß Eppishausen im Kanton Thurgau, die Meersburg erwarb er erst 1838 – von vier Bauern auf einem Schlitten ziehen lassen. Es war „am ersten hellen Sonntag im strengen Februar“ und mag eine lustige Fahrt gewesen sein.

Manch fröhliches Treiben hat sich im Laufe der Jahrhunderte in den Jahren der „Seegefrörne“ auf dem Eis abgespielt, und manch interessantes Vorkommnis war

mit diesem außerordentlichen Naturereignis verbunden, über das uns die Chronisten berichten.

Vadian, der berühmte Gelehrte und Bürgermeister zur Zeit der Reformation in St. Gallen, erzählt uns in seiner Topographie des Bodensees, daß man Anno 1435 von Lindau nach Fussach auf dem Eis reiten und fahren konnte, daß der See zwischen Buchhorn (Friedrichshafen) und Arbon aber offen war. Im Jahre 1573 war der ganze See vom 22. Januar an mehrere Wochen lang zugefroren: man zog Kornsäcke auf Leitern über das Eis von Langenargen und Friedrichshafen nach Utwil, ja ein sechsspänniger Güterwagen fuhr von Fussach nach Lindau. Viele Güter wurden mit Pferden von Friedrichshafen nach Petershausen bei Konstanz gebracht und von da über die Rheinbrücke nach Konstanz, da dort der See und der Rhein bis Ermatingen nicht zugefroren waren. Am 23. Februar jenes Jahres wurde in dreieinhalb Tage währendender Arbeit ein Kanal von Fussach nach Lindau aufgehauen. Schiffer fuhren auf ihm mit Segeln; da frö über Nacht plötzlich alles wieder zu. Bei Rorschach wurden im gleichen Jahr Fastnachtsspiele und andere Vergnügungen auf dem See abgehalten; in der Nähe von Lindau hielten zweihundert Bürger zu Fuß und zu Pferd eine Aschermittwochs-Schlacht. Zwischen Lindau und Wasserburg wurden damals durch die Eismassen zwei Findlingsblöcke im Gewicht von fünf bis sechs Zentnern aus dem See hochgeschafft. Doch das waren nur Zwerge im Vergleich zu einem vielleicht hundertfünfzig Zentner schweren Findlingsblock, der – die „Sau“ genannt – seit Menschengedenken vor der Arboner Stadt-